Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 2 (1907-1908)

Heft: 22

Artikel: Neue schweizerische Gedichtbücher

Autor: Schmid, F.O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-747919

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II. Jahrgang | 30. Juni 1908 | Heft 22

Neue schweizerische Gedichtbücher.

Von F. O. Schmid.

(Gertrud Pfander: „Helldunkel". Gedichte und Bekenntnisse, herausgegeben von Karl Henckell, Verlag von A. Francke, Bern; Klara Forrer: „Neue Gedichte". Verlag Art. Institut Orell Füßli, Zürich; Isabella Kaiser: „Gedichte". Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart; Paul Sarasin: „Ein Blütenzweig aus dem Reiche der Ideen". Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel; Charlot Straßer: „Gedichte von einer Weltreise und andere Lieder". Verlag von Rascher & Cie., Zürich).

„Helldunkel" nennt der Herausgeber, Karl Henckell, die stark vermehrte neue Auflage der „Passifloren" Gertrud Pfanders, jener jungen Schweizerdichterin, auf die er schon im Heft 22, 1907, dieser Zeitschrift unter Abdruck von Proben eindringlich hingewiesen hat, und die bekanntlich 1898 erst 24 Jahre alt in Davos an der Lungenschwindsucht starb. Es darf als gute Vorbedeutung für den Wert dieses Buches angesehen werden, wenn einer der feinsinnigsten Kenner der poetischen Produktion und einer der größten Lyriker unserer Zeit überhaupt, der es mit seiner Kunst viel zu ernst nimmt, als daß er aus Gründen persönlicher Freundschaft etwas Mittelmäßigem zu Gevatter stünde, diese Gedichte herausgibt. Das Bändchen rechtfertigt denn auch die gehegten Erwartungen in vollem Maße. Es ist ein Bekenntnisbuch von solch erschütternder Wahrheit und Unmittelbarkeit, wie es mir noch selten vorgekommen ist.

Schon die ungemein klare und feine Einleitung, die der Herausgeber dazu geschrieben hat, zeigt uns, mit welch heiligem Ernst und glühender Begeisterung die junge Dichterin an ihre Kunst herantrat, wie sie daneben rang und kämpfte mit dem Schicksal und dem Leben, um doch zuletzt der tückischen Krankheit, deren Keim sie schon lange in sich trug, zum Opfer zu fallen.

In einer darauf folgenden kurzen Autobiographie, die Gertrud Pfander zwei Jahre vor ihrem Tode schrieb, erfahren wir von ihr selbst das Wesentliche aus ihrem Dasein, zeigt sie uns in einer Sprache, in der verhaltene Glut und wilder Schmerz merkwürdig miteinander kontrastieren, wie das Schicksal zum Teil im Guten, weit mehr aber noch im Schlimmen in ihr junges Leben eingriff und es zu jenem ergrei-

fenden Drama gestaltete, das uns aus den Blättern dieses Buches entgegentritt.

Aber mehr noch als diese kurzen Aufzeichnungen lassen uns die vom Herausgeber mitgeteilten Briefe und Briefstellen in ihre Seele blicken, eine Seele, die sich in ewiger Sehnsucht nach allen Höhen des Lebens selbst verzehrte, wie die Blume, die in glühendem Verlangen der Sonne entgegenblüht, aber unter ihrer Glut welkt und stirbt, ehe noch der Abend hereindunkelt und der letzte rote Strahl hinter den klaren Firnen des fernen Schneegebirges verschwunden ist.

Das Bedeutendste von „Helldunkel" aber sind unzweifelhaft die Gedichte, Gedichte von einer Wahrheit und Tiefe der Empfindung und zugleich zum weitaus größten Teil von einer künstlerischen Vollendung und Reife, die uns keinen Augenblick im Zweifel darüber lassen, daß wir es hier mit einem großen poetischen Talent zu tun haben und es mit Henckell schmerzlich empfinden, „daß diese leidenschaftliche, weibliche Schöpferkraft vorzeitig zusammenbrach". Bei jeder Zeile dieser Gedichte fühlt man, daß sie im Innersten erlebt und mit dem eigenen Herzblut niedergeschrieben wurden. Kein falsches Pathos, keine unwahre Wendung stört uns, trotz der glühenden Phantasie und dem heiß pulsierenden Leben, die in ihnen lebendig sind. Und wie jedes starke lyrische Talent, findet Gertrud Pfander auch gleich zum Inhalt die entsprechende äußere Form, das Gefäß, das diesen Inhalt rein und sprunglos in sich birgt und das Ganze zu einer harmonischen Einheit macht. Den physischen und seelischen Verhältnissen der Verfasserin entsprechend ist die Grundstimmung ihrer poetischen Erzeugnisse ein alles beherrschender, manchmal leidenschaftlich wilder, oft aber auch wehmütig resignierender Schmerz. Aber dieser Weltschmerz ist hier nicht nur der Ausdruck eines fürs Leben zu schwachen, überempfindsamen Geistes, ist nicht die „romantische Seelennot" sentimentaler Menschen. Durch das gewaltige Hereindunkeln des Todes in dieses junge Leben wird der Schmerz in jene Höhe gehoben, wo alles Vergängliche nur mehr ein Gleichnis ist, und wir fühlen mit einem Schauer, wie sich hier bereits das Zeitliche mit dem Ewigen verbindet, hören den schon durch Jahrtausende hin hallenden Schrei der gequälten Kreatur, die sich vergeblich gegen den bleichen Allesbesieger auflehnt. So wird der Schmerz, wie er in diesen Gedichten zutage tritt, zum ewigen Symbol der leidenden und vergehenden Menschheit. Am erschütterndsten kommt er in Verbindung mit der Offenbarung einer durch die Krankheit bedingten hoffnungslosen Liebe zum Ausdruck. Einige Proben, die zugleich Zeugnis ablegen sollen von dem großen Talent Gertrud Pfanders, will ich hier zum Abdruck bringen. Im übrigen verweise ich nochmals auf die bereits in Heft 22/1907 erschienenen Gedichte.

Zwiegespräch.

„So sprich, warum dein dunkles Aug
An seelenvollem Glanz gewinnt?“ —
Weil wiederum mein junges Herz
Unsäglich süße Träume spinnt.

„Und sprich, warum dein dunkles Aug
Auf einmal schwer und schwerer sinnt? —“
Weil das unsäglich süße Glück
Unwiderruflich doch zerrinnt.

Verliebt und — verlogen.

Sie haben es täglich mit Augen gesehn
Und haben es nicht begriffen,
Sie sahen mich stündlich in Tränen stehn,
Recht eckig und ungeschliffen;
Sie sahen den Kampf und sie hörten im Schrei
Meine Seele sich offenbaren,
Doch gingen sie redend und ratend vorbei
Beständig am Rechten und Wahren.

Lang rieten sie hin, lang rieten sie her,
Doch tappten im Dunkel sie immer,
Und wenn es so klar wie die Sonne wär,
Ich glaube, sie rieten es nimmer.
Sie haben da glücklich ein Flämmchen entdeckt,
Es rührend mit Nachsicht belächelnd,
Doch nicht die Flamme, die lodert und leckt
Aufjauchzend! aufzischend! — Verröchelnd!

Vielleicht doch hab ich geschickt mich verstellt
Und meisterlich sie betrogen
Und hab mich zur Sippe der Heuchler gesellt,
So jung — so verliebt — so verlogen!
Da sahen sie wirklich nicht hinter die Wand
Und haben's allmählich vergessen,
Dieweil der verderbliche selige Brand
Das Herz, das Herz mir durchfressen.

Erwache . . . !

Erwache, Kind — es war ein Traum —
Und quäl mit falscher Reu dich nicht!
Sei sicher, er vermißt dich kaum,
Er hat wohl andre Liebespflicht.

Und sage nicht: „Es ist mein Tod!“
Und schilt die Welt nicht Tand und Schaum!
Er trägt zu dir ja keine Not —
Sei ruhig, Kind, es war ein Traum.

So wenig als in seliger Höh
Ein mondlichttrunkner Gletscher weiß,
Daß ihm zu Füßen, halb im Schnee,
Aufstaunend sprießt ein schlankes Reis ...

So wenig Indiens Mandelbaum
Um Nordlands Haideblume minnt ...
So wenig ... still! — Es war ein Traum,
Der wie ein flüchtiger Hauch zerrinnt.

Brustkrank.

Die Brust tut mir so bitter weh,
Der Husten steigt so rauh und hart,
Man bringt mir Lindenblütentee
Und schenkt mir freundlich Gegenwart.

Was hilft auch Pfleg und Trostwort mir,
Was soll die Freundschaft um mich her,
Wo dir, mein teures Lieb, wo dir
Verlassenheit nun doppelt schwer?

Der Arzt sagt, daß es Fieber ist,
Was mich seit Tagen niederzwingt,
Ich weiß, daß du es, Lieber, bist,
Um den das Herz verzweifelt ringt.

Herr Gott! Ich dämm ihn nicht zurück,
Der Liebe frömmsten, reinsten Strahl.
Schenk mir ein selig Liebesglück
Ein einzig Mal, ein einzig Mal!

Verzeihung.

Ich bitte ab, ich bitte ab,
Wenn Leid dir draus erwachsen ist,
Daß ich so sehr geliebt dich hab,
Weil du so maßlos liebwert bist.

Ich hab mich unbemerkt geglaubt
Und hab mich zu gering gewähnt,
Und hab mir Liebe stumm erlaubt,
Die nichts erhofft und nichts ersehnt.

Ich wollt' dir nicht im Wege stehn,
Du aber hast mich festgebannt,
Muß staunend dir ins Antlitz sehn,
Halb fürchtend, daß du mich erkannt.

Des Herzens Schlag, der Seele Gruß,
Hast du das doch vielleicht gefühlt
Und meinst, jetzt wo ich scheiden muß,
Ich habe schnöd mit dir gespielt?

Wenn Leid dir draus erwachsen sollt,
Daß ich so sehr geliebt dich hab ...
Herr Gott! Ich hab es nicht gewollt.
Ich bitte ab, ich bitte ab!

Heimgang.

Ich wischt' ihm selbst das Antlitz trocken,
Ich habe selbst ihn aufgebahrt
Und bis ans Ende unerschrocken
Der Seele stolze Kraft bewahrt.

Nun ist's vorbei; nun darf ich beben,
Nun sieht er's nicht, nun hat er Ruh!
Großwilde Kraft, von Gott gegeben,
Großwilde Kraft, nun scheitre du!

Nun will ich auf die Kniee fallen,
Ausstoßen will ich einen Schrei!
Er soll im Himmel wiederhallen,
Wie weit und hoch der Himmel sei.

Klara Forrer hat in ihren „Neuen Gedichten" vieles gemein mit Gertrud Pfander. Auch sie darf man als eine echte Dichterin begrüßen. Das Erlebte, Geschaute, seelisch Verarbeitete drängt sich bei ihr mit impulsiver Kraft ans Licht, formt sich mit innerer Notwendigkeit zum Gedicht. Starkes und tiefes Gefühl, große Anschaulichkeit im dichterischen Ausdruck und edler Schwung der Sprache zeichnen ihre Lyrik aus. Sie bleibt auch dort noch wahr und eindringlich, wo die leidenschaftliche Schilderung seelischer Vorgänge fast die Form zu sprengen droht, und trotzdem die Auswahl hie und da noch etwas strenger getroffen sein dürfte, wird sie doch nie trivial und alltäglich. Gedichte wie „Das Wunder", „Im Abendgold", „Die Siegenden" und noch mehrere andere zählen mit zum Besten, was die schweizerische Lyrik seit Kellers und Meyers Tod hervorgebracht hat. Einzelne weisen einen Hang zur Reflexion, zur philosophischen Betrachtung auf, die sich z. B. in „Mensch sein" fast bis zur Monumentalität steigert. Und liegt nicht in dem meisterlichen „Du große Sehnsucht" der ganze heiße Durst des Schaffenden nach Vollendung, das ewige Streben nach dem Höchsten, dem doch wieder das quälende Gefühl gegenübersteht, daß der Flug nach jenen fernen Sonnenhöhen nie völlig gelingen wird, daß wir immer wieder am Staub der Erde kleben bleiben.

Du große Sehnsucht.

Du große Sehnsucht, rätselhaft Gebild,
Wend ab von mir die abgrundtiefen Augen!
Trifft mich dein Blick, dann will mir nimmer taugen
Dies Leben, sei es noch so frühlingsmild.

Trifft mich dein Blick, fühl' ich die Seele kranken
Und haltlos zwischen Erd' und Himmel schwanken...
Und doch, so gern ich möchte dir entfliehn:
Du lockst mich an, du ziehst mich zu dir hin.

O Sehnsucht sprich, was willst du denn von mir?
Willst um mein irdisch Glück du mich betrügen?
Reich steht der Tisch gedeckt auf Erden hier;
Warum soll mir sein Gastmahl nicht genügen?
Wenn ich, ein Froher, saß im Kreis der Zecher,
Tratst du hinzu und sahst mich an voll Hohn,
Daß meiner Hand entsank der volle Becher;
Und dürstender als je schlich ich davon.
Vereinsamt stand ich mitten im Gedränge,
Ein Träumender, den Wachen zugesellt!
Du aber führtest fort mich aus der Menge. —
Sprich, hab ich denn kein Anrecht an die Welt?

Und weiter zog ich, also dich befragend,
All meines Wandermuts durch dich beraubt.
Doch eine Leuchte hoch in Händen tragend,
Sah ich dich schweben über meinem Haupt.
Du winktest mir, du wiesest mir die Leuchte,
Und sahst ins Aug' mir in das tränenfeuchte.

Da griff ich tief ins Innerste hinein
Und hob die Schätze, die ich aufgeschichtet ...
Du aber nanntest all mein Gold nur Schein
Und hießest wesenlos, was ich gedichtet.
Und sangst ein Lied mir, sangst es immerzu,
Bis mir im Busen tausend Stimmen klangen;
Zur Leier griff ich — da verstummtest du,
Und nichts blieb mein, als dieses Schmerzverlangen.

Ein Bettler steh ich da und fleh dich an:
Du weise mir die unbekannte Stelle,
Wo sich der Grund des Daseins aufgetan,
Daß ihm entströme der Erkenntnis Quelle!
Mein Herz ist wie ein schmachtendes Gefild,
Ist wie ein Blatt, verweht vom harschen Winde...—
Du große Sehnsucht, rätselhaft Gebild,
Zeig mir den Weg, daß ich die Quelle finde. —

Wer solche Gedichte schreibt, den darf man gewiß als echtes Talent bezeichnen.

Nicht überall befriedigt hat mich Isabella Kaiser durch ihre „Gedichte". Daß sie als französische Lyrikerin und auch als Prosaschriftstellerin schon Gutes geleistet hat, weiß man. Bei ihren deutschen Poesien aber habe ich das Gefühl, als seien sie zu stark aus der französischen Kultur heraus entstanden. Das starke Pathos in ihnen, die große Überschwenglichkeit und Sentimentalität verdichtet sich nicht immer zu wirklich tiefem und

ursprünglichem Empfinden. Der äußern glatten Form des musikalischen Klanges wegen wird sehr oft das Wesentliche vernachlässigt, so daß man trotz der schönen Worte vielfach kühl bleibt. Immerhin soll damit nicht gesagt sein, daß ihr im Deutschen nicht auch hin und wieder schöne und wahr empfundene Gedichte gelingen, wie man aus dem Folgenden ersehen kann.

Traumleben.

Mein ganzes Leben hieß Entsagen,
In Sturmlust und im Sonnenlicht
Wollt' ich das weiße Banner tragen
Durchglüht vom Flammenwort „Verzicht".

Und lockten früchteschwer die Äste:
Das Pflücken hab' ich nur erträumt,
Mir hat in unsres Daseins Feste
Kein voller Becher je geschäumt.

Auf Glückes Höhn, in Leides Tiefen
Sah ich manch wildes Wunder gehn,
Doch blieb ich, wenn sie jubelnd riefen,
Stets vor verschlossnen Pforten stehn.

Ich schritt vorüber, traumverloren,
So weltfremd, mitten im Gewühl —
Der Weg, den ich mir auserkoren,
Geht bergwärts, waldeinsam und kühl.

Des Lichtes roter Schimmer.

Des Lichtes roter Schimmer
Hält treu die ganze Nacht
Im gotteinsamen Zimmer
Mir gegenüber Wacht.

Wenn alle Menschen schweigen,
Wacht meine Seele auf,
Und meine Toten steigen
Aus tiefer Gruft herauf.

Des Tages Sorgen gleiten
Zurück auf ihr Geheiß,
Und unermessene Weiten
Erstrahlen hell im Kreis.

Mir ist, als ob ich fände
Aufs neu, was ich verlor,
Als zögen kühle Hände
Mich aus dem Leid empor.

Palazzo Rufoli.

Sarazenisches Gelände
Dehnt sich tiefer um uns her,
Eine maurische Legende
Ragt Ravello übers Meer.

Zedernhaine, Edeltannen,
Halten stumme Totenwacht,
Und die Seelen der Normannen
Grüßen uns aus Traumesnacht.

Durch verschwiegne Laubengänge
Schimmert die Unendlichkeit,
Weckt die schlummernden Gesänge
Weltvergeßner Einsamkeit.

Heimlich schließen sich die Wunden,
Und es schweigt das alte Leid,
Denn es liegt in diesen Stunden
Schon ein Keim der Ewigkeit.

„Ein Blütenzweig aus dem Reiche der Ideen" nennt Paul Sarasin seine „Gedanken und Gedichte". Ein nachdenklicher Kopf hat hier seinen Ideen und Ansichten, die freilich nicht immer sehr originell sind, in aphoristischer Form Ausdruck verliehen. Ebenso sind seine Gedichte mehr in Reime gebrachte Reflexionen über alles Mögliche, als Lyrik im eigentlichen Sinne des Wortes, Reime, die zudem nicht immer einwandfrei sind. Eine Probe:

„Wie flickst du zusammen
Deiner Dichtung Zwirn?"
Das züngelt so aus meinem Gehirn
Wie aus dem Plumpudding die blauen Flammen.
„Das findet wohl bei jedem statt?"
Nein, nur bei dem, der — Spiritus hat.

Das wirkt doch mehr komisch als poetisch. Auf weitere Eigentümlichkeiten dieser Verse wollen wir vorläufig hier nicht näher eingehen.

Der junge Berner Charlot Straßer, der heute im gleichen Alter steht wie Gertrud Pfander bei ihrem Tode, hat schon viel von sich reden gemacht. Auf sein 1905 erschienenes Erstlingswerk „Ein Sehnen", das bei allen Mängeln, wie sie eben solchen Erstlingswerken anzuhaften pflegen, doch eine gewisse Begabung verriet, folgte bald darauf das zum guten Teil sehr unreife und dilettantenhafte „Ein Hochzeitsspiel", ein Buch, das um so unerfreulicher war, als sich darin ein stark dekadenter Einschlag von Pubertätsgigerltum und ungesunder, erotischer Spielerei bemerkbar machte. Auch der vorliegende neue Versband „Gedichte von einer Weltreise und andere Lieder" hinterläßt einen sehr

gemischten Eindruck. Jedenfalls reicht er nicht im entferntesten an das Buch der verstorbenen Altersgenossin Straßers heran. Es soll gerne zugegeben werden, daß, wie das nachstehende Beispiel beweist, es dem Verfasser hin und wieder gelingt, echt lyrische Stimmungen in einem Gedicht festzuhalten.

Wieder ein Ende.

Es ist ein letzter Sommertag.
Die Samstagabendglocken schallen
von ferneher. Dies Summen, sag,
ist's Großstadtlärm? Dies Kinderlallen?

Der Sonnenschein vergoldet gar
das Hasten draußen und das Hetzen.
Ich will mich leis ans Fenster setzen
und träumen, wie das damals war.

Wir nahmen Abschied. Weißt du noch
wie du mich segnetest? „Ich glaube
„an Gott", so sprachst du schlicht. „Erlaube —"
und betetest. Wir schieden doch.

Wie ich daran den Kummer und
der Einsamkeit Verschmachten nähre.
Nun bin ich endlich bald gesund.
Gesund? Wenn nicht die Sehnsucht wäre.

Aber leider zählen Gedichte wie dieses zu den Ausnahmen. Von den Übrigen hinterläßt selten eines einen klaren Eindruck, und auch in formaler Hinsicht sieht es manchmal bitterbös aus. Undichterische und prosaische Wendungen wie „Nun hat das Schicksal mich recht weit (!) verschlagen", „Es tut so furchtbar weh (!), wenn Reinheit fällt", „Stille rings — Es rascheln mir bloß (!) meine Schritte durch Flechten und Moos" sind fast in jedem Gedicht zu konstatieren. Und was soll man zu Versen sagen wie:

Und im Glauben liegt Genesen.

Goldner Chrysanthemenschimmer.
flutet in mein Krankenzimmer. (!)
Durch die engen Fensterritzen
spielt das Licht auf Blätterspitzen. (!)

Und die Blumen stehn in einer
grünen Vase. Und ein kleiner,
silbergrau geschürzter Kater
schnurrt. Und Seelenfrieden hat er. (!!)

Ja, zu seinem guten Schnurren
schweigt mein ungeduldig Knurren.
Wie die grünen Augen staunen,
funkeln! Hört auch er es raunen?:

„Beiß dem Grame durch die Flügel!
„Laß der Jugend frei die Zügel!
„Schmerz und Sorge sind gewesen
„und im Glauben liegt Genesen!“

Goldner Chrysanthemenschimmer
flutet durch mein Krankenzimmer — (!!)

Das ist so die richtige oberflächliche und dilettantenhafte Reimerei, wie man sie kaum einem verseschreibenden Sekundaner verzeihen würde. Es fehlt eben Straßer in hohem Maße am nötigen Ernst für seine Aufgabe, an der Kraft und der Energie zu der innerlichen Verarbeitung des Stoffes, zur intensiven Konzentration und Verdichtung der Gefühle und Stimmungen, ohne die die Lyrik, abgesehen von Zufallsprodukten, stets ein Nichts bleiben wird. Das sucht er dann durch poetische Phrasen und Wortprunk, durch malerische Posen zu verdecken, wodurch die Sache aber um nichts klarer und anschaulicher wird, und nur kritiklose Leute für kurze Zeit zu berauschen vermag. Ausnehmen von diesem allgemeinen Tadel muß ich, außer dem schon erwähnten, zwei längere Gedichte des letzten Abschnittes, „Novelette“ und „Der Dank“. Straßer gibt sich hier viel natürlicher und schlichter als sonst und beschreibt in einem warmen, zum Herzen gehenden Ton innere und äußere Vorgänge. Man darf die beiden als die Besten des Buches hervorheben. Davon abgesehen aber muß man den vorliegenden Band als eine weder inhaltlich noch formal auch nur halbwegs über das Mittelmaß hinausragende Sammlung von Gedichten bezeichnen, die keineswegs Anspruch auf Bedeutung machen kann.

Bruder und Schwester.

Es war in der Dämmerstunde. Die Lampe brannte noch nicht in der behaglich erwärmten Stube. Draußen war schon der Mond am hellen Winterhimmel heraufgestiegen und warf einen langen Lichtstreifen in das Gemach. Am Ofen saß ein junger Mann, der zu träumen schien, bald auch ein Scheit anlegte, bald mit der Ofenkrücke in den Gluten wühlte, während sich am Tisch inmitten des mäßig großen Zimmers